

KARL RABEDER
mit Kai Schächtele

Wer nichts hat, kann alles geben

Wie ich meine Reichtümer
gegen den Sinn
des Lebens eintauschte

LUDWIG 

so herzlich vorgestellt: Wir würden alle gemeinsam einen herrlichen Nachmittag zusammen verbringen, mit meinen Spielsachen spielen und uns am Abend vor Freude in den Armen liegen, weil es so nett gewesen war. Also schmierte sie Brote und stellte Säfte bereit. Kurz bevor die Gäste eintrafen, hatte sie einen hübschen Partyparcours eingerichtet, mit der Verpflegungsstation in der einen Ecke und einer Spielstation in der anderen. Ich weiß noch, wie aufgeregt ich war. Ich würde die ganze Zeit im Mittelpunkt stehen – das war mir sehr unheimlich. Keine zwei Stunden später sah unser Haus aus wie eine Wiese, über die eine Kuhherde getrampelt war.

Dass der gut gemeinte Einfall meiner Mutter nicht aufgehen würde, war schon wenige Minuten nach Eintreffen der geladenen Kinder offensichtlich. Wie die Hunnen machten sie sich über das Buffet her. Als alles leer gefuttert war, knöpften sie sich meine Spielsachen vor. Von mir nahm niemand groß Notiz. Als jeder Knopf gedrückt, jede Klappe bewegt und jedes Rad gedreht war, verloren sie schlagartig jegliches Interesse an meinem Geburtstag. Es war meinen Gästen einzig und allein darum gegangen, sich selbst zu vergnügen, und als es nichts mehr gab, womit sie sich hätten weiter vergnügen können, wollten sie nach Hause.

Sie benahmen sich wie Kinder, die sich so lange über Weihnachten freuen, solange man Geschenke aufreißen kann, und dann, wenn das letzte Geschenkpapier zerknüllt in der Ecke liegt, sagen: »Schade, jetzt ist Weihnachten schon wieder vorbei.« Wenn man so will, war das meine erste Erfahrung mit der Konsumgesellschaft, die nichts anderes im Sinn hat, als das zu verbrauchen, was man ihr vorsetzt. Dass sie doch eigentlich nicht wegen der Brote und Säfte eingeladen waren, sondern wegen meines Geburtstags, war dieser Horde völlig egal, sie hatten keinerlei Bedürfnis nach Kontakt mit mir verspürt. So weit habe ich damals natürlich noch nicht gedacht. Woran ich mich aber erinnern kann, ist, wie unglücklich ich anschließend inmitten des Chaos' saß. Danach hatte ich nur

einen Geburtstagswunsch: nie mehr Geburtstag haben zu müssen.

Mit zunehmendem Alter spürte ich immer deutlicher, dass ich noch keinen rechten Platz in der Welt hatte. Zu Hause fehlte es mir zwar an nichts, meine Wünsche waren ja meist schon erfüllt, kaum hatten sie meine Lippen verlassen. Aber auch das konnte nichts daran ändern, dass ich mir oft etwas verloren vorkam. Wenn ich in meinem Zimmer saß, hörte ich manchmal die anderen Kinder, die unten auf der Straße gemeinsam Fußball spielten oder Rad fuhren, und so wenig ich mich an dem beteiligen wollte, was sie taten, so wenig fand ich mich in meinem eigenen Leben zurecht.

Umso wohler fühlte ich mich in der Welt, die ich mir in meiner Fantasie erschloss. Dort konnte ich genau der sein, der ich sein wollte, vor allem aber genau dort, wo ich sein wollte. In meinen Träumen fand ich einen Ort, an dem ich mich besonders wohlfühlte, einen Ort, den ich wirklich als meine Heimat bezeichnen konnte, der für mich so natürlich war, als wäre ich immer schon dort gewesen: die Luft.

In meiner Fantasie stellte ich mich aufs Fensterbrett und flog davon. Ganz sanft glitt ich mit eng anliegenden Armen durch die Luft. Wenn ich steigen wollte, musste ich nur einen Schlag mit meinen Beinen machen und stieg mühelos nach oben, wie ein Delfin im Wasser. Ich schwebte über die Dächer von Leonding und sah die Menschen weit unter mir, die wie kleine Ameisen durch die Straßen liefen. Solche Träume hatte ich nachts wie tagsüber, wenn ich schlief genauso wie im wachen Zustand. Um ein Haar wäre ich aus einem solchen Traum gewaltsamer herausgerissen worden, als es mir gutgetan hätte.

Es war ein sonniger Nachmittag, als ich in meiner Fantasie zum Fenster ging und wie gewohnt auf die Fensterbank stieg – als Tagtraumflieger hatte ich ja schon eine gewisse Routine. Doch auf einmal bemerkte ich, dass bei diesem Mal etwas anders war. Ich spürte, wie mir ein Lufthauch ins Gesicht wehte, ganz leicht zwar, aber deutlich

wahrnehmbar. Den hatte es in meinen Träumen sonst nie gegeben. Dann sah ich nach unten und dachte mir:
»Komisch, das sieht heute viel bedrohlicher aus als sonst.«
Kurz darauf erwachte ich aus meinem Tagtraum und sah, dass ich tatsächlich drauf und dran war, aus dem Fenster zu fallen. Ich saß auf der Fensterbank wie auf einem Pferdesattel, ein Bein baumelte bereits im Freien. Mein Tagtraum hatte sich so weit verselbstständigt, dass ich zunächst gar nicht bemerkt hatte, wie mein Körper ihm willenlos gefolgt war. Der Lufthauch hatte mich glücklicherweise darauf aufmerksam gemacht.

Ohne ihn wäre ich vermutlich kurz darauf auf dem Beton aufgeschlagen, und meine federleichten Flüge hätten ein tragisches Ende genommen. Vorsichtig stieg ich von der Fensterbank, mir zitterten noch die Knie, als ich wieder auf meinem Bett saß. Der Blick nach unten hatte mir einen großen Schrecken eingejagt. Es ist kurios: Ich bin absolut nicht schwindelfrei, jedenfalls solange ich auf meinen Beinen stehe. Denen vertraue ich viel weniger als meinen Flügeln. Noch heute kann ich mich auf keinen Turm stellen oder von einer Bergkante in die Tiefe blicken, ohne es sofort mit der Angst zu tun zu bekommen. Wenn ich mit dem Segelflugzeug oder Gleitschirm unterwegs bin, dann kann es mir gar nicht hoch genug hinausgehen.

Je älter ich wurde, desto weniger Gelegenheit hatte meine Fantasie, sich in die Luft zu schwingen. Auch ich hatte meinen Teil zu den Erträgen unserer Gärtnerei beizutragen, meine Großmutter musste keine großen Worte finden, um mich zur Arbeit zu bewegen. Ich traute mich genauso wenig wie mein Großvater und meine Mutter, ihr zu widersprechen. Einfache Tätigkeiten wie Tomatenpflücken oder Gurkenabschneiden konnte ich schon übernehmen. Eine riskante Tätigkeit hingegen war das Ernten der Erbsenschoten, denn die habe ich geliebt. Meine Quote als Erbsenschäler war deshalb miserabel: Ich habe zwei, drei Schoten geerntet und eine geöffnet, um ihren Inhalt sofort in meinem Mund verschwinden zu lassen. Erbsen blieben das

einziges Gemüse, bei dem ich eine Art Sonderrecht hatte. Als meine Großeltern merkten, wie gut mir die schmeckten, entschieden sie, die dann eben nicht zu verkaufen. Und Erbsen esse ich heute noch gern, genauso wie Tomaten.

Alles andere Grünzeug kann ich dagegen nicht ausstehen. Denn es war bei uns üblich, dass alles, was vom Markt übrig blieb oder nicht die notwendige Qualität hatte, bei uns auf den Tisch kam. Also konnte es passieren, dass es eine Woche lang jede denkbare Variation von grünem Salat gab, mit Kartoffeln, ohne Kartoffeln. Mit mehr Dressing, mit weniger Dressing. Und dazu vielleicht noch Semmelknödel. Und wenn der Kohlrabi nicht verkauft wurde, wurde er als Suppe oder mit Bröseln serviert. Irgendwann wuchs mir das Gemüse zu den Ohren hinaus. Umso mehr Mühe gab ich mir deshalb, es an den Markttagen zu verkaufen.

Ein paar Jahre nach dem Start meiner Karriere als Gemüseverkäufer begann meine Laufbahn als Trainer. Zu den wenigen echten Freunden, die ich in meiner Kindheit hatte, gehörte Klaus. Ein Junge, der wie ich keine große Gruppe um sich brauchte, um glücklich zu sein. Wir waren zwei Menschen, deren einzige Gemeinsamkeit darin bestand, gern allein zu sein. Manchmal waren wir beim Alleinsein eben zu zweit. Mit ihm machte ich gewissermaßen meine erste Erfahrung als Coach, ich war vielleicht acht Jahre alt. Klaus war im Gegensatz zu mir recht sportlich und fuhr gern Rollschuh. Ich dagegen machte mir wenig aus körperlicher Ertüchtigung, meine Sportarten waren Tomaten- und Gurkenpflücken in der Gärtnerei meiner Großeltern, wenn ich musste, und Hühnerfangen im Garten unseres Hauses, wenn ich wollte.

Eine Lieblingsbeschäftigung von uns beiden war eine Art Mutprobe auf acht Rädchen: Direkt vor dem Wohnhaus von Klaus' Eltern verlief der Gehweg steil bergab und mündete am Ende in eine Neunzig-Grad-Kurve. Klaus wollte herausfinden, aus welcher maximalen Höhe er auf seinen Rollschuhen starten konnte, um unten noch heil um die

Kurve zu kommen. Meine Aufgabe war die des Beobachters, denn ich sagte mir: Nicht böse sein, aber Rollschuhlaufen – das ist nichts für mich. Und mir am Ende die Haxen brechen noch viel weniger. Außerdem bemerkte ich schon damals, dass es mir mehr Spaß machte, einen anderen auf seinem Weg anzuleiten. Und das ist in diesem Fall wörtlich zu verstehen: Ich beobachtete Klaus auf seinen waghalsigen Abfahrten. Ich achtete darauf, wie es ihm bei dem, was er sich vorgenommen hatte, erging, und ob er sich zu viel oder zu wenig zugetraut hatte. Damit haben wir viele Nachmittage zusammen verbracht.

Eines Tages hatte ich etwas daheim vergessen, und weil ich nur meinen Tretroller dabei hatte, nahm Klaus kurzerhand sein Fahrrad und fuhr los. Bald darauf hörte ich einen Knall, und mir war sofort klar, dass Klaus von einem Auto angefahren worden war. Wie ich später erfuhr, war er auf die Straße gefahren, ohne auf den Verkehr zu achten. So hatte er das Auto schlicht übersehen, das in ihn hineinfuhr. Normalerweise hatte er ja mich, der aufpasste, dass die Bahn frei war. Der Anblick des stehenden Autos und der danebenliegenden Gestalt versetzte mich in eine solche Panik, dass ich davonrannte.

Ich war mir sicher, Klaus würde diesen Nachmittag nicht überleben. Für meine Begriffe hatte ich sein Leben auf dem Gewissen, ich hatte ihn umgebracht. Erst nach vielen Stunden war ich in der Lage, nach Hause zurückzukehren. Dort erfuhr ich, dass Klaus ins Krankenhaus gebracht worden war. Diagnose: nichts weiter als ein paar kleine Kratzer, die schnell behandelt waren. Zwei Stunden später durfte er das Krankenhaus schon wieder verlassen. Trotzdem hatte ich an meiner Panik und der Reaktion auf diesen Unfall noch lange zu knabbern. Letztlich zerbrach auch unsere Freundschaft daran.

Was dagegen bis zum heutigen Tag überdauert hat, ist meine Lust, anderen dabei zu helfen, ihre Potenziale zu erkennen und sie zu wecken. Klaus war genauso ein guter